

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 52 (1948-1949)
Heft: 16

Artikel: Das Wunder im Bergholz : Roman [Schluss]
Autor: Zinniker, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670290>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAS WUNDER IM BERGHOLZ

Als er soweit war, sich mit dem Ertrag seiner kleineren Schöpfungen einige Monate über Wasser halten zu können, ging er an die Ausföhrung seines großen Planes.

Das Jahr war von seiner Höhe herabgestiegen, die Bauern brachten die letzten Feldfrüchte in die Keller, die Herdenglocken verstummten, und eines Tages kletterte die Sonne nicht mehr über den Mittagsgrat empor. Die Leute des Dorfes sahen nur noch ihren Schimmer, nur noch ihre neckischen Strahlen, die mit den Wolken spielten und von Woche zu Woche schwächer wurden. Bald flockte der erste Schnee vor den Fenstern, breitete über Nacht ein feines weißes Binnen über die müde Erde, setzte hohe weiche Hauben auf Dächer und Bäume und bestäubte unendlich behutsam und zart die kahlen, frierenden Nester im Garten.

Das war die Zeit, da Melchior Anderegg von den äußeren Kreisen des Daseins den Heimweg zu sich selber antrat, zu seinem Mittelpunkt strebte und ganz der inneren Stimme lauschte. Das war die Zeit, da ihm Annelies Jaggis Antlitz als die reine Wirklichkeit erschien; die Zeit, da er mit Liebe und Hingabe den schönsten Traum seines Lebens gestaltete. Während der Dauer des Winters schuf er jeden Wochentag von früh bis spät an der Plastik, mit der er das dem Brande zum Opfer gefallene Werk an Einfachheit und bezwingender Kraft noch überbieten wollte. Er machte wahr, was er sich an jenem Augustmorgen in der Schutzhütte gelobt hatte: fortan keine Stunde mehr an unnütze Grübeleien zu verlieren.

Melchior schätzte sich glücklich, daß ihn Klaus Anderfuhren ruhig arbeiten ließ, daß der Dorffriede erhalten blieb und daß außer Walter Jaggi keine Besucher bei ihm eintraten. Ja, der Knabe vom Wilerboden erfüllte sein Versprechen und bewahrte ihm Treue. Er kam zuweilen, brachte aus Auftrag oder Erfindung einen Gruß von zu Hause, schaute Anderegg beim Schnitzen

zu, erzählte ihm von der Schule und unterbrach ihn mit Fragen. Man merkte dem Knaben an, daß er sich in Andereggs Nähe wohl fühlte.

Das Werk gedieh, die Formen wurden sichtbar und deutlich. Schwierigkeiten waren kein Grund, die Flinte voreilig ins Korn zu werfen; Schwierigkeiten stellten sich ein, um mit unbeirrbarem Glauben an das Gelingen überwunden zu werden. Melchior sah sich im Geiste an der Wand des Grubenhorns. So wie er sich damals Stufe um Stufe und Griff um Griff zum Schneeband hinaufgeschoben hatte, so rückte er auch jetzt Span um Span langsam vor. So wie damals gab es nichts, das ihn aufhielt, nichts mehr, das ihn zur Verzweiflung trieb. Seine Kunst war am Leben gereift.

Bis zum Frühling, bis zu dem Tage, an dem die Sonne wieder über den Mittagsgrat heraufkletterte und den Westrand des Dorfes bestrahlte, rang sich Anderegg in unablässigem Bemühen sein Meisterwerk ab. Wiederum sprang er innerlich hoch auf vor Freude, wiederum hätte er am liebsten einen Mann wie zum Ringkampf an den Schultern gepackt. Aber der herbe, trockene Klaus Anderfuhren war eben nicht Vater Buri und noch viel weniger gesonnen, mit dem jüngeren Bruder seiner Kunst eine Flasche zu entkorken. Melchior fuhr mit der Plastik nach der Stadt zu Hohlenstein.

Lange stand der alte Bildhauer prüfend da- vor, neigte das ergraute Haupt zur Seite und murmelte etwas, von dem kein Mensch zu sagen vermocht hätte, ob es Zustimmung oder Ablehnung bedeutete. Melchior wartete, wartete mit beklommener Seele und erinnerte sich genau der Stunde, da er sein Reitpferd in dasselbe Atelier gebracht und vor die Augen der Richter dort auf denselben Tisch gestellt hatte. Die Gestalt Beet-hovens, durch die er damals Trost und Aufrichtung empfangen, war unterdessen aus dem Raum verschwunden. „Was soll das heißen?“ fragte sich Melchior besorgt. Doch da kleidete Hohlenstein sein Urteil in die Worte:

„Dieses Werk ist auf den ersten Blick faßbar. Und wenn man es länger betrachtet, erweckt es das gleiche unaussprechliche Staunen wie die schönsten Formen der Natur: wie ein Kristall, eine Blume, eine Frucht. So wunderbar ergänzen sich darin Handwerk und Kunst, Verstand und Phantasie. Ich empfinde vor ihm ein Gefühl von aufsteigendem Rhythmus, von Freiheit und Erlöstsein; ich habe den Eindruck, von ihm durchdrungen zu sein und an einer Welt der Vollkommenheit teilzunehmen. Es zeugt von dem Umschwung, der sich in der Holzschneiderei unseres Landes vollzieht oder bereits vollzogen hat. Ich bitte Sie, schreiten Sie weiter auf dem Weg, den Sie betreten haben.“

Das war zu viel für Melchior Anderegg. Er stand sprachlos, hilflos da. Das Lob des großen Meisters wirbelte ihm wie fremde, herauschende Musik durch die Sonne. Doch bald ermannte er sich, er ging auf seinen früheren Lehrer zu und drückte ihm dankbar die Hand. Denn was Hohlenstein sagte, hatte Gewicht und galt, was Hohlenstein sagte, stieß Türen und Tore auf.

„Wenn es Ihnen recht ist, wandert Ihre Plastik von hier in unsere Frühjahrsausstellung. Ich lasse sie morgen abholen. Und nun kommen Sie, dieser Tag ist es wert, mit einem guten Glas gefeiert zu werden.“

Wie nach der ersten Zusammenkunft mit Bildhauer Hohlenstein wäre Melchior am nächsten Morgen gerne nach Wilerboden hinausgewandert, um Annelies Jaggi von seinem künstlerischen Erfolg Nachricht zu bringen. Doch er hielt an sich. Weil er nichts überstürzen, weil er alles dem weisen Walten des Schicksals überlassen wollte, vergrub er das Sehnen nach der geliebten Frau in seiner Brust. Außer Annelies gab es im Dorfe nach dem Tode Meister Buris keinen Menschen mehr, dem er sein bisher größtes Erlebnis hätte anvertrauen mögen. Gemeindepräsident Rohrbach? Ja, vielleicht. Rohrbach, der ein tüchtiger Bauer war, sich aber in Dingen der Kunst nur wenig auskannte, würde ihm wohl aufmunternd zugenickt, ihn aber im Grunde des Herzens kaum richtig verstanden haben. Was tat es? Melchior hatte zur Genüge gelernt, alles Frohe und Schwere allein zu tragen. Nein, er konnte nicht mehr gänzlich einsam und trostlos

werden. Er besaß seine eigene Welt, und diese Welt war voller Bilder, war in sich geordnet, war reich und schön. Diese Welt gab ihm Antwort auf vieles, was ihm Unruhe schuf. Im übrigen war er weit davon entfernt, mit seiner Kunst alle Himmel erstürmen und eine Schöpferstunde für die Ewigkeit halten zu wollen.

Der Frühling wechselte seine Launen zwischen Regenschauern und Sonnenwärme. Er brachte die Zugvögel wieder ins Tal, die im Herbst in fremde Länder gezogen waren; er trieb kleine rote Knospen aus der Gartenerde, die wuchsen, barsteten und sich zu Blumen entfalteten; er schmolz den Schnee auf den Bergen, daß die Bäche wild und übermütig wurden; er lockte die Bauern wieder aus ihren Schlupfwinkeln hervor, daß sie das Vieh erneut auf die Weide ließen. Das erste Gras wurde geschnitten, und der Wind wehte den würzigen Duft von den Wiesen her durch alle Gassen. Der Frühling rief alle Heimlichkeiten wach. Und es geschah wohl auch, daß er Menschen, denen die Sehnsucht im Blute sang, in den heller werdenden Nächten verschwiegene Wege führte.

So streifte Melchior Anderegg eines Abends vor das Dorf hinaus. Er wanderte langsam, ziellos. Ohne zu wissen, wie es gekommen, fand er sich auf einmal in der Richtung zum Wilerboden. Seine Schritte prägten eine Spur in den aufgeweichten Pfad; er schaute nach dem Sternbild, das über der Engelburg aufglomm, lauschte dem dumpfen Rauschen einer Sense im Tal, dachte an Walter Jaggi und seine Mutter und freute sich, daß ihn der aufgeweckte Knabe bald wieder besuchen würde. Der Gedanke an die Leute vom Wilerboden rief allen verschwommenen und unbewußten Träumen.

Als auf einem Gehöft ein Hund anslug, hielt er im Gehen inne und horchte. Nach einer Weile überwand er das Zagen und schritt weiter. Plötzlich begann sein Herz zu hämmern, denn über die Ebene näherte sich eine Frauengestalt. Gleich darauf erkannte er in ihr Annelies Jaggi.

Sie trafen zusammen, blieben stehen und sahen einander im Halbdunkel schüchtern an.

Beide hatten diese Stunde vielleicht schon oft und schon lange herbeigewünscht, aber nun sie gekommen war, fiel ihnen das Reden schwer.

„Seit dem Emdet hast du dich nie mehr auf Wilerboden gezeigt“, begann Annelies Saggi. „Ich habe dich den ganzen Herbst und Winter nicht mehr gesehen und dir nicht einmal sagen können, wie sehr mich dein Unglück betrübt.“

„Das kannst du eigentlich immer noch tun“, hob Anderegg das Wort auf. „Doch nein, laß es, ich bitte dich darum; es ist vorbei und überstanden. Mir genügt, daß Walter zuweilen einen Gruß von dir brachte; du hast mir damit über manches hinweggeholfen.“

Darauf antwortete Annelies nicht. Es war so seltsam, diesen Mann vor sich zu haben, der so viel Ungemach ertrug und es mit einem so sanften Ton in der Stimme wie etwas unendlich Geringsfügiges, unendlich Fernes abtat. Sein offenes Gesicht war ihr zugewendet, und sie waren ganz allein auf dem dämmerigen Wiesenweg.

Aber auch Melchior fiel ins Schweigen zurück. Denn auch für ihn war es seltsam, der geliebten Frau ganz allein zu begegnen und in ihr Antlitz zu schauen. Ja, es war das Antlitz, wie er es in seinen besten Stunden empfunden und aus dem Holz geschnitten hatte, das Antlitz, aus dem die Milde, aus dem eine in sich ruhende, reife Schönheit strahlte.

„Quält dich wirklich nichts mehr?“ fragte sie aus großer Stille heraus.

„Nichts mehr außer dem einen, daß mir die Leute Achtung bezeugen und dabei doch etwas anderes meinen: nämlich Achtung vor dem Leben, das ich vom Berg heruntergeholt habe. Vielleicht missest du dem nur spärliche Bedeutung bei, vielleicht lachst du sogar über meine Empfindlichkeit. Aber ich leide darunter, daß das Dorf in falschem Verhältnis zu mir steht, durch das auf die Dauer kein wahres Vertrauen aufkommen kann. Ich begehre ja nichts; ich wünsche nur, daß man mir endlich Ruhe gewährt und weder im Guten noch im Schlimmen mit dem Finger auf mich weist.“

„Nein, ich lache nicht; ich begreife dich im Gegenteil recht wohl“, sagte Annelies.

Sie war es, die ihn zuerst mit der Hand be-

rührte. Sie wollte ihn nur trösten, ihm nur zeigen, daß er nicht ganz allein sei auf Erden. Ihre Seele war wunderbar warm und offen. Sie hatte Verständnis für das, was ihn bewegte, und glaubte zugleich zu spüren, daß daneben noch etwas anderes in ihr aufkeime. Wann die Saat dazu gelegt worden war, das wußte sie nicht und brauchte sie auch nicht zu wissen.

Diese Berührung durch ihre Hand löste in Melchior ein beseligtes Strömen aus. Er schmiegte den Arm um ihre Schulter. Ihr Körper zitterte an seinem, und sie blickte mit verzauberten Augen nah und unverwandt in sein Gesicht. Weiter geschah nichts. Aber beide waren in gleicher Weise hingenommen durch den wunderbaren Einklang ihrer Begegnung.

Die Frau vom Wilerboden drängte zum Gehen, damit sie nicht zu lange draußen bleibe. Melchior begleitete sie noch eine kurze Strecke, sie hielten sich bei den Händen und lächelten, beide rot und verlegen. Beim Abschied brachte Annelies die Frage über die Lippe:

„Darf ich einmal sehen, was du während des Winters gearbeitet hast? Es soll etwas sehr Schönes sein.“

„Weißt du denn nicht, was es darstellt und daß ich es zweimal habe schaffen müssen, weil der erste Versuch ein Opfer des Brandes geworden ist? Hat dir Walter nichts verraten?“

„Mit keiner Silbe“, schüttelte sie den Kopf.

Melchior mußte lachen. Herrgott, solche Verschwiegenheit gefiel ihm.

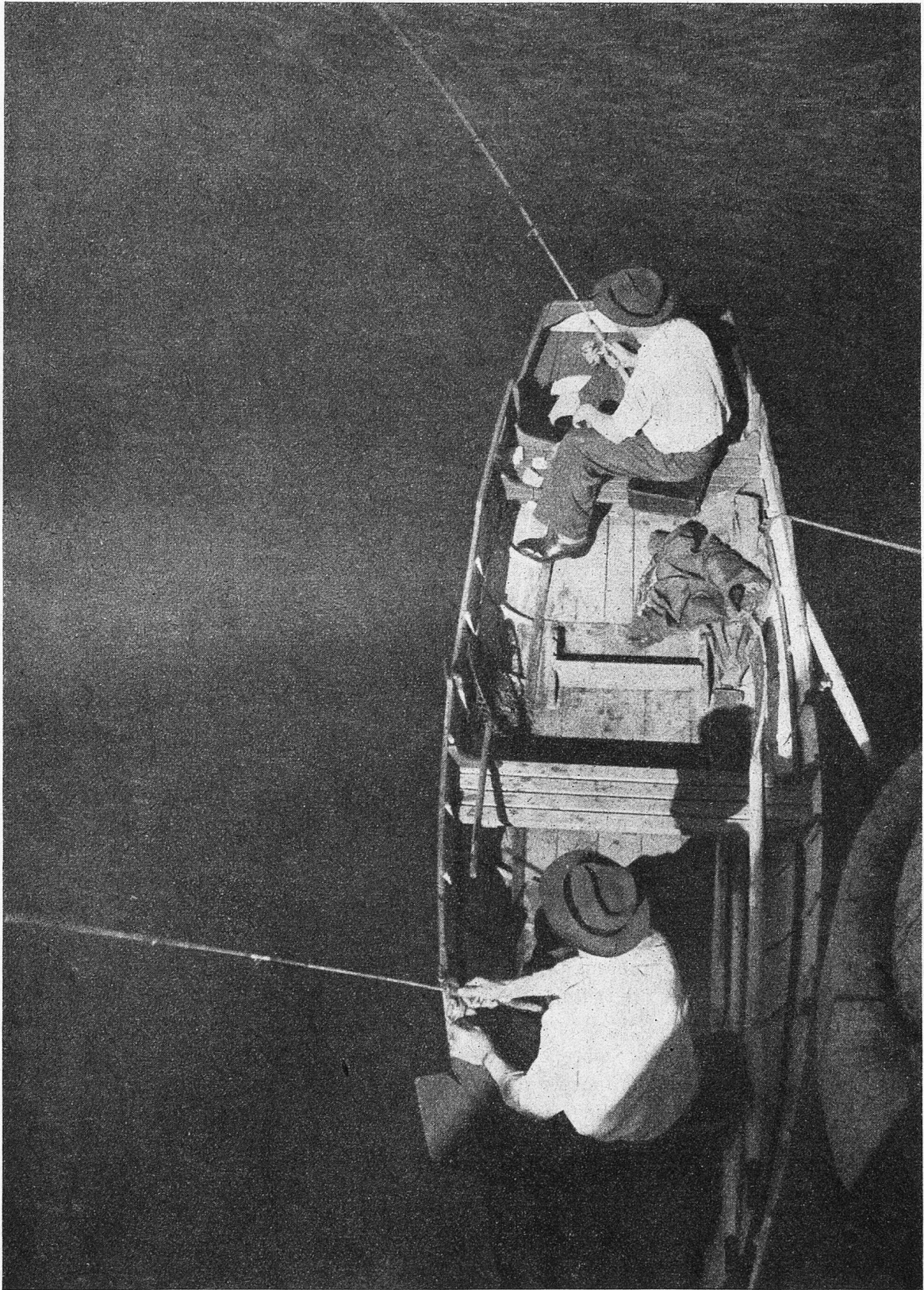
„Fährst du mit mir in die Ausstellung?“ fragte er, auf ihre Einwände gefaßt.

Annelies nickte, nickte gegen sein Erwarten, und ging still von ihm weg.

Wie sie nach Hause kam, hätte sie später nicht zu sagen vermocht. Sie glaubte sich dunkel zu erinnern, daß ihr jemand begegnet sei; aber wer und wo es gewesen, wußte sie nicht. Einzig der Wiesenpfad und das dumpfe Sensenrauschen im Tal blieben ihr deutlich. Am nächsten Morgen schmälte die betagte Mutter Saggi mit ihr:

„Annelies, du bist eine Träumerin geworden. Wie kann man den Milchfrug suchen, wenn man ihn in der Hand hält? Mich wundert, was in dir vorgeht.“

*



Herrliche Sommerfreuden

Als die Leute auf Wilerboden die landwirtschaftlichen Frühjahrsarbeiten beendet hatten, löste Annelies Jaggi das gegebene Versprechen ein und folgte Andereggs Einladung zum Besuch der Ausstellung. Um ein neugieriges Rätselraten des Dorfes zu verhüten, benahmen sie sich auf ihrer Reise, als kennten sie einander nicht. Melchior stieg vorn und Annelies möglichst weit hinten in den Zug. Erst im Bahnhof der Stadt stießen sie wie zufällig zueinander und verließen gemeinsam die Halle.

Die Bewohner der Berge sind fast alle von einer leisen Melancholie des Gemütes umfassen, deren Ursache in den langen, harten Wintern, in den ständigen Bedrohungen durch die Naturgewalten und im mühseligen Sichdurchschlagen zu suchen ist. Doch heute verrieten die beiden Menschen aus dem Oberland keine Spur von Schwermut und Bedrückung. Die Frau vom Wilerboden hatte wie zu einem Festtag ihre Tracht mit dem weißen, gestärkten Hemd, dem Samtmieder und der schwarzen Spitzenhaube angezogen. Sie lächelte ihrem Begleiter unbefangen zu, und aus ihrem sicheren, dauerhaften Schreiten schwangen ihm Halt und Zuversicht entgegen.

Seite an Seite wanderten sie durch die Ausstellung. Melchior sah, daß Annelies die Gemälde wie Blumen und Bäume, wie Berge und langsam ziehende Wolken auf sich wirken ließ. Er sah mit frohem Erstaunen, daß sie ihre Sinne den Farben und Formen öffnete, daß ihre Seele davon erfüllt und feierlich wurde. Zuweilen wies er sie mit einer Handbewegung auf etwas unaufdringlich Schönes hin, damit es ihr in der Ueberfülle an Landschaften, Kompositionen und Stilleben nicht entgehe; aber er vermied es, ihr Belehrungen aufzudrängen und sie unaufgefordert mit den Eigentümlichkeiten der Maler aufzuhalten.

Ganz zuletzt betraten sie den Saal der Bildhauerei. Er enthielt nur einige wenige Erzeugnisse der Holzsnitzerkunst, und Andereggs Werk stand auf einem Sockel mitteninne.

„Jetzt muß du mit eigenen Augen suchen“, schickte sie Melchior voraus.

Annelies Jaggi schritt geraden Weges auf ihr Ebenbild zu und blieb davor stehen. Sie stand

und schaute. Dann drehte sie sich nach Anderegg zurück und winkte ihn herbei.

„Was siehst du denn besonderes an mir, daß du das gemacht hast?“ fragte sie.

„Alles, was du in dem Werke findest“, antwortete er.

Annelies versenkte sich von neuem in das Porträt, schaute Melchior an, sah wieder hin. Nach der ersten natürlichen Regung des Widerspruches, in diesem fremden, geweihten Raum ihrem eigenen schlichten Antlitz zu begegnen, wurde sie von der Plastik mehr und mehr bezwungen und in den Bann gezogen.

Eine Stelle des Werkes schien es ihr vor allen andern anzutun. Es war die Partie des Mundes mit dem kaum begonnenen und mitten im Entstehen plötzlich abgebrochenen, von Wehmut und leiser Trauer umspielten Lächeln, auf das der Schnitzler offensichtlich die äußerste Sorgfalt verwendet hatte. Annelies erinnerte sich, dieses Lächeln selber schon an sich beobachtet zu haben, morgens, wenn sie vor dem Spiegel ihre Haare kämmte, die Sonne draußen im Baumgarten grüßte, die Sorgen des Tages bedachte und die innere Stille empfand.

„So gut kennst du mich?“ fragte sie kaum hörbar leise.

„Spürst du denn nicht, daß ich dich ganz in mein Leben hereingenommen habe?“ gab er flüsternd Antwort.

Da wandte sie ihm langsam und voll das Gesicht zu. In ihren Augen lag ein Leuchten, wie es sonst nur in großen, verwunderten Kinder-Augen zu sehen ist, ein Leuchten, das alles sagte und zwischen den beiden Menschen keines Wortes mehr bedurfte. Ja, nun fühlte sie, was neben dem Verständnis für Andereggs Leiden noch in ihr wuchs und keimte; und nun ahnte sie auch, auf welcher geheime Weise die Saat dazu in ihre Seele geweht worden war.

„Komm, wir wollen gehen“, mahnte sie.

*

Das Jahr, das verheißungsvoll begonnen hatte, schloß seinen Kreislauf damit, daß Melchior auf Annelies Jaggis Grund und Boden eine neue Schnitzlerwerkstatt errichtete.

E n d e